

Odile

Odile ist gestorben. Unsere Freundinnen im Revier haben sie in ein Tuch gewickelt und vor der Tür der Werkstatt abgelegt. Gleich wird ein Lieferwagen sie abholen. Es ist noch kaum hell. Der Himmel über dem Lager wird von einem orangefarbenen Widerschein erleuchtet. Um diese Zeit steht das Krematorium still. Ein wenig später wird es seinen Betrieb wieder aufnehmen, und ich erschauere bei dem Gedanken, dass Odiles Leiche bald zur Beute dieser Flammen werden wird. Ich habe mich neben sie gekauert. Die eine Hand und ihr Vorderarm sind schon bläulich verfärbt und ragen aus dem Leichentuch heraus, als wollten sie ein letztes Lebewohl sagen. Ich möchte diesen Arm streicheln, kann aber nicht. Ich bin verzweifelt, aber weine nicht. Mir ist, als wäre ich so kalt und hart wie der Granit des Steinbruchs. Ich verstehe diesen Tod nicht. Ich empfinde ihn als ein Im-Stich-Lassen. Sie wäre in jenem Jahr 50 geworden, aber sie war noch rüstig. Aus wohlhabendem protestantischem Bürgertum stammend, hatte sie Generationen wohlgenährter Leute hinter sich, die ihr die körperliche und moralische Stärke vererbt haben. 40 Monate zuvor war sie verhaftet worden, hatte ohne mit der Wimper zu zucken, ruhigen Muts die schwierigen Verhöre überstanden, die langen Monate Haft in der Santé und in Fresnes, ihre Überstellung in deutsche Gefängnisse, ihr Todesurteil und schließlich Ravensbrück. Ihre unerschütterliche Strenge, Folge ihrer protestantischen Erziehung, wie ihre Freundinnen sagten, machte sie unbeugsam. Sie war Agnostikerin geworden, mit leichtem Hang zum Kommunismus, lehnte aber jedes Engagement in der Partei ab. Ihr Wille zum Widerstand war unverbrüchlich. Sie sagte immer: „Besser ist es, zu sterben, als für den Krieg zu arbeiten. Wir müssen unsere Entscheidung bis zum Ende durchstehen.“ Ich denke, sie hätte so gehandelt. Zum Glück wurde sie nicht dazu gezwungen. Um sie nicht zu enttäuschen, hätte auch ich wohl den Tod in Kauf genommen.

Sie redete nie viel, sprach aber oft von ihrer Kindheit, ihrer Jugend, den Spielen mit ihren Brüdern, der für die Zeit ungewöhnlichen Freiheit, die die Eltern ihr zugestanden. Wir haben wie verrückt gelacht, als sie uns von ihrer Entdeckung in der Wäsche Ihrer Großmutter erzählte,

die mit einem Pastor verheiratet war, nämlich von den Nachthemden mit einer kleinen Öffnung auf der Höhe des Geschlechts. War das so? Alle Protestantinnen bestätigten es. Vielleicht machten sie sich auch ein wenig lustig über mich.

Eigentlich wusste ich nichts von ihrem Leben. Hat sie die Liebe gekannt? Sie war im ersten Weltkrieg 20. Ein junger Mann, den sie liebte, ist damals vielleicht gefallen. Was ihren erbitterten Hass auf die Deutschen gerechtfertigt hätte wie auch die Weigerung, deren Sprache zu sprechen, die zu beherrschen ich sie jedoch im Verdacht hatte. Sie sagte öfter: „Es reicht, wenn du ‚Wolf‘ sagen kannst. Das sind alles wilde Tiere.“

Sofern sie diesen Hass nicht auch aufgrund ihrer Herkunft aus dem Elsass hegte, von wo ihre Familie, um französisch zu bleiben, nach der Annektierung des Landes durch die Deutschen infolge des Friedens von Frankfurt 1871 aus dem Haus fliehen musste, weg von ihren Wurzeln.

Ich rief ihr die genialen Schriftsteller in Erinnerung, die sie so sehr liebte: Goethe, Schiller, Schelling und andere, die Musiker ach, Beethoven, Schumann, deren Musik sie während der Appelle trällerte, sobald die Aufseher weg waren. Vergeblich! Bestätigen die Ausnahmen nicht die Regel? Ich erwähnte all die, die das Nazi-Deutschland seit 1933 verlassen haben. „Genau, abgehauen sind sie. Das hätten sie nicht tun dürfen.“ Ich fand sie ungerecht, doch viele Intellektuelle ringsum dachten wie sie.

Sie ist nie krank gewesen. Nicht die geringste Erkältung, kein Durchfall, nichts. Sie war nicht einmal extrem mager. Als wir in Mauthausen ankamen, hat sie mir geholfen, Jeannette zu stützen, ihre Gefährtin aus der Résistance, deren Sekretärin sie gewesen war. Sie, ja sie, dachten wir, würde sterben, so schwach und elend, wie sie war. Und auf einmal hatte sich alles gewendet. Ernsthaft verstört durch die Geschichte an den Duschen bei unserer Ankunft, hat sich Odile nicht mehr erholt, während Jeannette diesen Vorfall mit Gleichmut aufgenommen hat. Sie bekam nervöse Zuckungen, die sie nicht beherrschen konnte. Sie aß kaum etwas von dem wenigen, das man uns austeilte. Der Gang nach Amstetten hat sie für einen Augenblick aufgemuntert, so sehr freute sie sich über die Schäden, die sie während dieses Ausflugs feststellte, und

dann ist sie wieder in Apathie zurückgefallen. Sie bedauerte, nicht an Tarzans Stelle gestorben zu sein. Sie hatte keine Kinder, niemanden, der auf sie wartete. Wozu also heimkehren? Was sollte sie dann aus ihrem Leben machen? Sie sagte: „Um zu leben, braucht man ein Minimum an Illusionen, und die habe ich völlig verloren.“ Ich versuchte, sie davon zu überzeugen, dass ich sie brauchte und dass auch ich nach der Rückkehr allein wäre, trotz meiner Familie. Es half nichts. Sie versank unaufhaltsam in Depressionen. Auf ihrem Bett im Revier liegend, blieb sie schweigsam, hielt die Augen geschlossen und verweigerte jegliche Nahrung. Ich hielt ihre Hand. „Hör doch die Kanonen, es ist bald zu Ende.“ „Zu spät“, antwortete sie. Ganz leise ist sie durch den Spiegel gegangen. Sie ist gestorben an Verzweiflung. Die Henker haben auch Seelen getötet. Wie viele von uns würden überleben höchstens mit dem Anschein von Leben? Ich würde so gerne weinen können.